

DORETT FUNCKE, PETRA THORN (Hg.)

**Die gleichgeschlechtliche Familie
mit Kindern**

Interdisziplinäre Beiträge zu einer neuen Lebensform

[transcript]

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2010 transcript Verlag, Bielefeld

Die Verwertung der Texte und Bilder ist ohne Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar. Das gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Verarbeitung mit elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Kordula Röckenhaus, Bielefeld
Lektorat: Dorett Funcke, Petra Thorn
Satz: Volker Reißig
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
ISBN 978-3-8376-1073-4

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <http://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

INHALT

Vorwort der Herausgeberinnen	9
Statt einer Einleitung: Familie und Verwandtschaft zwischen Normativität und Flexibilität	11
DORETT FUNCKE/PETRA THORN	
DEMOGRAPHIE	
Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften ohne und mit Kindern: Soziale Strukturen und künftige Entwicklungen	37
BERND EGGEN	
Wie kommt der Regenbogen in die Familie? Entstehungszusammenhang und Alltag von Regenbogenfamilien	61
MARINA RUPP/ANDREA DÜRNBERGER	
MEDIZIN	
Medizinisch-technische Behandlungsmöglichkeiten für gleichgeschlechtliche Paare	101
THOMAS KATZORKE	
RECHT	
Gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaften mit Kindern: Verfassungsrechtliche Rahmenbedingungen	115
FRIEDERIKE WAPLER	

Lesbische Mütter und Ihre Kinder aus Spendersamen: Familiendynamische Prozesse, kindliche Entwicklung und langfristige Auswirkungen

JOANNA E. SCHEIB/PAUL D. HASTINGS

Lesbische Frauen verändern die Praxis der donogenen Insemination

Die Befruchtung mittels einer Samenspende war früher verschiedengeschlechtlichen Paaren vorbehalten. An diesem Vorgang beteiligt waren die behandelnden Ärzte, die den Eltern strikte Geheimhaltung ihrer Inanspruchnahme künstlicher Befruchtung empfahlen, und anonyme Samenspender, über die man wenig wusste. Doch diese Praxis beginnt sich nun zu ändern – hin zu mehr Offenheit, bei der die Zuhilfenahme der Reproduktionsmedizin nicht mehr verheimlicht wird und die Kinder viel früher darüber aufgeklärt werden, dass sie einen Spender haben, oder das manchmal auch schon von Anfang an wissen. Wir behaupten, dass diese größere Offenheit zwei klare Ursachen hat: Öffentlichkeits- und Lobbyarbeit von inzwischen erwachsenen, mit Spendersamen gezeugten Personen und ihren Eltern, bei denen die Strategien der Geheimhaltung der donogenen Insemination nicht funktioniert haben; und die Nachfrage nach künstlicher Befruchtung mit Spendersamen seitens einer neuen großen Gruppe, zu der insbesondere lesbische Paare und alleinstehende Frauen zählen. Wir gehen kurz auf diese Ursachen der Veränderung ein und fokussieren dann auf lesbische Paare, die mithilfe donogener Insemination Familien gründen, auf das Wohlergehen ihrer Familien und da-

rauf, wie diese Paare die Familienbildung mit donogener Insemination verändern.

Hintergrund

Bis zum letzten Jahrzehnt wurde die Behandlung mit Spendersamen rund 125 Jahre lang relativ heimlich praktiziert. Ärzte nahmen donogene Inseminationen bei heterosexuellen Paaren vor, die wegen der Unfruchtbarkeit des Mannes kinderlos waren, und empfahlen ihnen, mit niemandem – auch nicht mit ihrem Kind – über ihren Gebrauch von Spendersamen zu sprechen. Sie waren nämlich überzeugt, dass es den Partner und seine Familie vor dem Stigma seiner Unfruchtbarkeit schützen und die Vater-Kind-Bindung festigen würde,¹ wenn über eine so extreme »Privatsache« Stillschweigen bewahrt würde. Als Spermienlieferanten nahm man nur anonyme Spender, deren Identität die Empfängerfamilien nie kennen lernen konnten. Außerdem führten die einzelnen damit befassten Stellen (Ärzte, Samenbanken usw.) selten Buch über die Spender, und mit dieser Vorgehensweise garantierte man – wissentlich oder nicht – deren Anonymität. Eltern, die so wenig über den Spender wussten, fühlten sich auch deshalb zur Geheimhaltung veranlasst, weil sie ihre Kinder vor der schmerzlichen Erfahrung bewahren wollten, nichts über ihren Spender und mithin über die Hälfte ihrer genetischen Herkunft erfahren zu können. Folglich wussten nur wenige Kinder – und spätere Erwachsene –, dass der Ursprung ihrer Familie einem Samen-spender zu verdanken war.

Inzwischen haben mindestens zwei Faktoren dazu geführt, dass die Praxis der donogenen Insemination offener gehandhabt wird, wobei diese Veränderungen in Ländern wie den USA und Kanada, Großbritannien und den Niederlanden am deutlichsten sichtbar sind. Erstens verlangen mittlerweile Erwachsene, deren Eltern die Insemination mit Spendersamen noch geheimhielten, Aufklärung über ihre Zeugungsweise. Immer wieder tauchen Berichte von Menschen auf, die darunter leiden, dass sie per Zufall von der Entstehungsart ihrer Familie Kenntnis bekommen und/oder gespürt hatten, dass irgendetwas nicht stimmte.² So etwa hat

1 Vgl. Robert D. Nachtigall u.a.: »Stigma, disclosure, and family functioning among parents of children conceived through donor insemination«, in: *Fertility and Sterility* 68, 1 (1997), S. 83-89.

2 Vgl. Bill Cordray: »A survey of people conceived through donor insemination«, in: *DI Network (now Donor Conception Network) News* 14 (1999/2000), S. 4-5; Amanda J. Turner/Adrian Coyle: »What does it mean to be a donor offspring? The identity experiences of adults conceived by donor insemination and the implication for counselling and therapy«, in: *Human Reproduction* 15, 9 (2000), S. 2041-2051; Sherry Dale Franz/

man in einer neueren Studie mit Familien, die mithilfe donogener Insemination entstanden sind, einen Zusammenhang zwischen Geheimhaltung, Vermeidung des Themas und geringerer familialer Kompetenz gefunden.³ Auch Eltern berichten, dass das Leben mit dem Geheimnis eine »schwere Last«⁴ sei. Menschen aus Spendersamen⁵ und psychosoziale Fachkräfte⁶ melden sich nun zu Wort und verlangen, dass die Praxis der donogenen Insemination zuallererst am Wohl der Kinder und Familien orientiert sein müsse und nicht einfach nur das Ziel verfolgen dürfe, unfruchtbare Paare mit einem Kind zu versorgen. Reproduktionsmedizinische Fachgesellschaften und Regierungen einzelner Länder reagieren langsam. In den Praxisleitlinien der American Society for Reproductive Medicine (ASRM, Amerikanische Gesellschaft für Reproduktionsmedizin) wird jetzt z.B. empfohlen, dass Eltern ihre mit Spendersamen gezeugten Kinder in einem möglichst frühen Alter über ihre Entstehungsart aufklären.⁷ Dadurch ist es diesen Kindern möglich, die Information über ihren Ursprung in ihre sich gerade entwickelnde Identität zu integrieren; und Heimlichtuerei und negative Auswirkungen werden so ver-

Diane Allen: *The Offspring Speak: First International Conference of Donor Offspring*, Toronto: The Infertility Network 2001; Geraldine Hewitt: »Missing links: Identity issues of donor conceived people«, in: *Journal of Fertility Counselling* 9, 3 (2002), S. 14-20; Caroline Lorbach: *Experiences of Donor Conception: Parents, Offspring and Donors through the Years*, London: Jessica Kingsley Publishers 2003; Ken Daniels/Letitia Meadows: »Sharing information with adults conceived as a result of donor insemination«, in: *Human Fertility* 9, 2 (2006), S. 93-99; Mikki Morrisette: *Voices of Donor Conception*, Minnesota: Be-Mondo Publishing 2006; Spencer, Lynne W.: *Sperm Donor Offspring: Identity and Other Experiences*, Charleston, SC: BookSurge Publishing 2007; Patricia P. Mahlstedt/Kathleen LaBounty/William T. Kennedy: »The views of adult offspring of sperm donation: Essential feedback for the development of ethical guidelines within the practice of assisted reproductive technology in the United States«, in: *Fertility and Sterility* (im Druck).

3 Vgl. Marilyn S. Paul/Roni Berger: »Topic avoidance and family functioning in families conceived with donor insemination«, in: *Human Reproduction* 22, 9 (2007), S. 2566-2571.

4 Ken Daniels/Wayne Gillett/Victoria Grace: »Parental information sharing with donor insemination conceived offspring: A follow-up study«, in: *Human Reproduction* 24, 5 (2009), S. 1099-1105, hier S. 1105.

5 Z.B. Spenderkinder: www.spenderkinder.de; International Network of Donor Conception Organizations: www.inodco.org.

6 Überblick in Petra Thorn/Tewes Wischmann: »German guidelines for psychosocial counselling in the area of gamete donation«, in: *Human Fertility* 12, 2 (2009), S. 73-80.

7 Vgl. Ethics Committee of the American Society for Reproductive Medicine: »Informing offspring of their conception by gamete donation«, in: *Fertility and Sterility* 81, 3 (2004), S. 527-531.

mieden. Einige europäische Länder gehen einen Schritt weiter und fordern nun, dass Informationen über die Identität von Spendern dauerhaft gespeichert und allen mit donogener Insemination gezeugten und inzwischen erwachsenen Personen, die an ihrem Spender interessiert sind, zugänglich gemacht werden.⁸

Zweitens verändert sich die Zielgruppe, die sich der donogenen Insemination bedient. Verschiedengeschlechtliche Paare haben inzwischen reproduktionstechnische Optionen, die es sowohl dem Vater als auch der Mutter ermöglichen, genetisch mit dem Kind verwandt zu sein (z.B. die intrazytoplasmatische Spermieninjektion).⁹ Diese greifen zwar immer noch auf die donogene Insemination zurück, aber momentan bilden bei dieser Behandlungsform in den USA lesbische Paare und alleinstehende Frauen die größte Gruppe.¹⁰ In Europa haben gleichgeschlechtliche Paare jetzt eher Zugang zu reproduktionsmedizinischen Behandlungen, die ihnen bis dahin verwehrt waren.¹¹ Offensichtlich ist es sowohl auf die starke Nachfrage auf dem reproduktionsmedizinischen Markt als auch auf progressivere Einstellungen zurückzuführen, dass lesbische Frauen sich der donogenen Insemination leichter bedienen können. In den Veränderungen, die sich gegenwärtig bei den Zielgruppen vollziehen, spie-

8 Z.B. in den Niederlanden 2004, in Großbritannien 2005; Eric Blyth/Lucy Frith: »Donor conceived peoples' access to genetic and biographical history«, in: *International Journal of Law, Policy and the Family* 23, 2 (2009), S. 174-191; Schweden war das erste Land, das die offene Identität von Spendern im Jahr 1985 gesetzlich vorgeschrieben hat, allerdings aus anderen Gründen als dem der größeren Offenheit (siehe Petra Liljestränd: »Legitimate state and illegitimate parents: Donor insemination politics in Sweden«, in: *Social Politics* 2, 3 (1995), S. 270-304).

9 Vgl. Leslie R. Schover u.a.: »Preferences for intracytoplasmic sperm injection versus donor insemination in severe male factor infertility: A preliminary report«, in: *Human Reproduction* 11, 11 (1996), S. 2461-2464; Anne Brewaeys u.a.: »Donor insemination: Child development and family functioning in lesbian mother families«, in: *Human Reproduction* 12, 6 (1997b), S.1349-1359.

10 Vgl. Paula Amato/Mary Casey Jacob: »Providing fertility services to lesbian couples«, in: *Sexuality, Reproduction and Menopause* 2, 2 (2004), S. 83-88; Diane Ehrensaft: »Just Molly and me, and donor make three: Lesbian motherhood in the age of assisted reproductive technology«, in: *Journal of Lesbian Studies* 12, 2 (2008), S. 161-178.

11 Z.B. in Schweden seit 2005 (Caroline Werner/Anna Westerståhl: »Donor insemination and parenting: Concerns and strategies of lesbian couples. A review of international studies«, in: *Acta Obstetrica et Gynecologica Scandinavica* 87, 7 (2008), S. 697-701); in Großbritannien wurde 2008 im *Human Fertilisation and Embryology Act* [Gesetz, das den Umgang mit künstlicher Befruchtung und Embryonen regelt] die Klausel der »Notwendigkeit eines Vaters für das Kind«, § 13 Abs. 5, gestrichen. Vgl. der Beitrag von Blyth in diesem Band.

gelt sich auch der allgemeine Trend, dass in westlichen Ländern die Vielfalt der Familienformen zunimmt.¹²

Ein Resultat der veränderten demographischen Zusammensetzung der Zielgruppen besteht darin, dass mehr Kinder aus Spendersamen über ihre Entstehungsweise aufgeklärt werden. Lesbische Paare haben keine männliche Unfruchtbarkeit zu verbergen und müssen auch kein Geheimnis aus dem Ursprung ihrer Familien machen. Außerdem werden die Kinder solcher Eltern danach fragen, wie ihre Familien entstanden sind und weshalb sie, im Unterschied zu ihren Klassenkameraden, keinen Vater haben. Deshalb werden fast alle lesbischen Elternpaare von Anfang an wie selbstverständlich offen darüber reden, dass sie ihre Familien mithilfe eines Spenders gegründet haben. Und weil viele lesbische Frauen Heimlichtuerei und Anfechtung wegen ihrer sexuellen Orientierung selbst erlebt haben, wollen sie vielleicht auch keine neuen Geheimnisse hüten.¹³ Folglich gehen lesbische Eltern von allen Eltern mit donogener Insemination gezeugten Kindern vielleicht am offensten mit der Tatsache um, dass sie ihre Familien mithilfe eines Samenspenders gegründet haben.¹⁴

Mit diesen Veränderungen kommen viele Fragen. Wir fokussieren auf zwei. Erstens: Wie entwickeln sich Kinder, die von einem lesbischen Paar erzogen werden? Wie ausgeprägt sind ihr Wohlbefinden und ihre soziale Anpassung? Wie sind die Beziehungen zwischen jedem Elternteil und dem Kind und zwischen den beiden Elternteilen beschaffen? Unterscheiden sich Familien mit einem lesbischen Elternpaar sowohl von heterologen Inseminationsfamilien als auch von Familien mit »natürlich« gezeugten Kindern? Zweitens: Wie verläuft die Entwicklung bei Kindern, die in relativer Offenheit über ihre Entstehungsart aufwachsen?

12 Z.B. Charlotte J. Patterson/Paul D. Hastings: »Socialization in the context of family diversity«, in: Joan E. Grusec/Paul D. Hastings (Hg.), *Handbook of Socialization: Theory and Research*, New York: Guilford Press 2007, S. 328-351; Henny M. W. Bos u.a.: »Children in planned lesbian families: A cross-cultural comparison between the USA and the Netherlands«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 2 (2008), S. 211-219; Ethics Committee of the American Society for Reproductive Medicine: »Access to fertility treatment by gays, lesbians, and unmarried persons«, in: *Fertility and Sterility* 92, 4 (2009), S. 1190-1193.

13 Vgl. D. Ehrensaft: »Just Molly and me, and donor make three«.

14 Vgl. Anne Brewaeys u.a.: »Children from anonymous donors: An inquiry into homosexual and heterosexual parents' attitudes«, in: *Journal of Psychosomatic Obstetrics and Gynaecology* 14 (1993), S. 23-35; Nanette Gartrell/Heidi Peyser/Henny Bos: »Planned lesbian families: A review of the U.S. National Longitudinal Lesbian Family Study«, in: David M. Brodinsky/Adam Pertman/Diane B. Kunz (Hg.), *Lesbian and Gay Adoption: A New American Reality*, Oxford: Oxford University Press (im Druck).

Das aktuelle Wissen über die familiäre Kompetenz von Inseminationsfamilien stammt primär aus Studien mit heterosexuellen Paaren, die mithilfe einer anonymen Samenspende eine Familie gegründet und die Genese der Familie sowohl nach innen als auch nach außen geheimgehalten haben. Jetzt ist es an der Zeit zu fragen, wie Kinder sich entwickeln, die in relativer Offenheit erzogen werden und als Erwachsene manchmal sogar Kontakt zu ihrem Spender aufnehmen können, da dieser im Rahmen eines sogenannten »offenen Programms« gespendet hat.¹⁵

Lesbische Inseminationsfamilien

In den letzten 30 Jahren ist die Zahl der Familien mit einem lesbischen Elternpaar exponentiell angestiegen. Lesbische Familien bildeten sich ursprünglich so, dass die Mütter ihre Kinder in heterosexuellen Verbindungen empfangen, sich »outeten« und dann neue gleichgeschlechtliche Beziehungen eingingen. Interesse am Wohl dieser Kinder entstand aus rechtlichen Belangen, insbesondere im Rahmen von Sorgerechtsverfahren, bei denen lesbischen Müttern der Verlust ihrer Kinder drohte. Besorgt war man nicht nur um das allgemeine Wohl der Kinder und ihre soziale Anpassung, sondern auch im Hinblick darauf, ob sie eine atypische Geschlechtsidentität entwickeln und/oder durch Stigmatisierung und Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung ihrer Mütter Schaden nehmen würden. Die aus dieser Fragestellung sich ergebenden Studien untersuchten, wie sich diese Kinder von Kindern aus Kontrollgruppen unterschieden, die ebenfalls mit Scheidung konfrontiert waren, in der sexuellen Orientierung der Mütter aber differierten. Generell wiesen die Ergebnisse nicht auf Unterschiede zwischen den beiden Gruppen hin: Die Kinder lesbischer Mütter unterschieden sich weder in ihrer Gesamtentwicklung und ihrem Wohlbefinden noch in der Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität von den Kindern aus Kontrollgruppen mit heterosexuellen Eltern.¹⁶

15 In den USA gibt es mittlerweile Samenbanken die nur noch identifizierbare Spender rekrutieren. Damit haben die so gezeugten Kinder mit Volljährigkeit die Möglichkeit, den Spender kennenzulernen, z.B. www.thespermbankofca.org. – Anm. der Übers.

16 Z.B. Fiona Tasker/Susan Golombok: »Adults raised as children in lesbian families«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 65, 2 (1995), S. 203-215; dies.: *Growing Up in a Lesbian Family: Effects on Child Development*, New York: Guilford Press 1997; siehe Überblick in Henny M. W. Bos/Frank van Balen/Dymphna C. van den Boom: »Lesbian families and family functioning: An overview«, in: *Patient, Education, and Counseling* 59, 3 (2005), S. 263-275; Charlotte J. Patterson: »Children of lesbian and gay parents«, in: *Child Development* 63, 5 (1992), S. 1025-1042; dies.:

Im vorliegenden Beitrag richten wir den Blick auf eine neuere Form lesbischer Familien: auf die »geplante« Inseminationsfamilie mit einem lesbischen Elternpaar, das durch den Samen eines anonymen Spenders eine Familie gegründet bzw. das Sperma eines identifizierbaren Spenders in Anspruch genommen hat, der den Familien mindestens 16 bis 18 Jahre lang nach der Geburt des Kindes nicht bekannt sein durfte. Diese untersuchten Familien unterschieden sich von den Familien mit einem lesbischen Elternpaar, wie man sie von früher kannte, in dreierlei Hinsicht: (I) Die Mütter bekannten sich zu ihrer sexuellen Orientierung, bevor sie Kinder bekamen, und erzogen ihre Kinder von Geburt an in einer gleichgeschlechtlichen Beziehung. (II) Die Kinder waren durch den Samen eines Spenders entstanden. (III) Es war nie ein Vater anwesend.¹⁷ Die meisten der mit diesem Thema befassten Studien wurden in den letzten zehn bis 15 Jahren veröffentlicht und waren mehrheitlich mit Familien durchgeführt worden, die durch anonyme Samenspenden entstanden sind. Im Folgenden analysieren wir diese Studien unter der Fragestellung, inwieweit sich die sexuelle Orientierung der Eltern auf das Wohl der Kinder und Jugendlichen im Hinblick auf die psychische Entwicklung und die Eltern-Kind-Beziehungen auswirkt.

Wie entwickeln sich Kinder, die in »geplanten« lesbischen Familien aufwachsen?

I. Die Entwicklung von Kindern in den einzelnen Familienformen

Können lesbische Elternpaare ihre Kinder so erziehen, dass deren soziale Anpassung, Entwicklung und Wohl gefördert werden? Die Ergebnisse der ersten Untersuchungen mit kleinen Stichproben »geplanter« lesbischer Familien legten vorläufig eine bejahende Antwort auf diese Frage nahe. In den späten 1980er Jahren führte McCandlish¹⁸ Interviews mit fünf lesbischen Paaren durch, deren Kinder zwischen eineinhalb und sieben Jahre alt waren. Die Auswertung ihrer Interviews ließ darauf

»Lesbian and Gay Parents and Their Children: Summary of Research Findings«, in: *American Psychological Association* (Hg.), *Lesbian and Gay Parenting: A Resource for Psychologists*, 2. Aufl., Washington, D.C.: American Psychological Association 2005.

17 Lisa Green diskutiert in diesem Band die Planung von Familien mit einem lesbischen Elternpaar.

18 Barbara McCandlish: »Against all odds: Lesbian mother family dynamics«, in: *Frederick W. Bozett* (Hg.), *Gay and Lesbian Parents*, New York: Praeger (1987), S. 23-36.

schließen, dass diese Kinder sich gut entwickelten und lesbische Paare nach der Geburt ihres Kindes zum Teil die gleichen Prozesse durchlaufen wie verschiedengeschlechtliche Elternpaare: zuerst eine enge Bindung zwischen der genetisch verwandten Mutter (Geburtsmutter) und dem Kind und dann die bekannte Verlagerung der Bindung auf beide Elternteile. Steckel¹⁹ stellte den ersten systematischen Vergleich an zwischen elf drei- bis vierjährigen Kindern, die von lesbischen Paaren erzo-gen wurden, und elf gleichaltrigen Kindern, die auf natürliche Weise ge-zeugt worden waren und bei heterosexuellen Paaren aufwuchsen. Auf der Basis strukturierter Interviews mit den Müttern und Kindern und von Berichten sowohl der Eltern als auch Außenstehender (Lehrer) kam sie zu dem Schluss, dass die Kinder beider Gruppen gesunde, normale Ten-denzen der Ablösung und Individuierung aufwiesen. Ferner zeigten die bei lesbischen Paaren aufwachsenden Mädchen nicht mehr androgyne oder maskuline Verhaltensweisen als erwartet, während die Jungen les-bischer Eltern etwas weniger aggressiv wirkten als die Jungen heterose-xueller Eltern. Dieses Muster ist seitdem in einer Studie mit einer etwas größeren Stichprobe von Kindern, die im Durchschnitt zehn Jahre alt waren (Altersspanne von sieben bis 17 Jahre), wiederholt worden.²⁰ Zwar muss die kleine Stichprobengröße berücksichtigt werden, aber die-se ersten Ergebnisse zeigten, dass sich die Tatsache, eine Co-Mutter statt einen Vaters zu haben, nicht negativ auf die Kinder auszuwirken schien.

In den frühen 1990er Jahren führte Patterson²¹ die so genannte Bay Area Family Study durch – die erste Studie, in der die psychosoziale Entwicklung von drei- bis neunjährigen Grundschulkindern untersucht wurde, die lesbische Eltern hatten. Alle bis auf drei der 37 Kinder waren durch Spendersamen entstanden. Die Untersuchung unterschied zwar nicht zwischen Kindern von Elternpaaren (70 Prozent) und Kindern al-leinerziehender Mütter, hatte dafür aber andere Stärken: Standardisierte

19 Alisa Steckel: »Psychosocial development of children of lesbian mothers«, in: Frederick W. Bozett (Hg.), *Gay and Lesbian Parents*, New York: Praeger 1987, S. 75-85.

20 Siehe Katrien Vanfraussen/Ingrid Ponjaert-Kristoffersen/Anne Brewaeys: »What does it mean for youngsters to grow up in a lesbian family created by means of donor insemination?«, in: *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 20, 4 (2002), S. 237-252.

21 Charlotte J. Patterson: »Children of the lesbian baby boom: Behavioral ad-justment, self-concepts and sex role identity«, in: Beverly Greene/Gregory M. Herek (Hg.), *Lesbian and Gay Psychology: Theory, Research, and Clinical Applications*, Thousand Oaks, CA: Sage Publications 1994, S. 156-175; dies.: »Lesbian Mothers and Their Children: Findings from the Bay Area Families Study«, in: Joan Laird/Robert Jay Green (Hg.), *Les-bians and Gays in Couples and Families: A Handbook for Therapists*, San Francisco: Jossey-Bass 1996, S. 420-437.

Erhebungsinstrumente wurden eingesetzt, um die Werte der Kinder mit Normen vergleichen zu können; Grenzwerte wurden festgelegt, um kli-nisch auffälliges Verhalten identifizieren zu können; und man wertete Berichte von Außenstehenden, z.B. von Lehrern aus. Die Ergebnisse der Studie legten den Schluss nahe, dass Kinder lesbischer Eltern sich nor-mal entwickelten. Genauso wie das Niveau der sozialen Anpassung der Kinder – gemessen über soziale Kompetenz, Verbundenheit mit Gleich-altrigen, Anzahl von Verhaltensproblemen und zahlreiche Aspekte des Selbstkonzepts – bewegten sich auch ihre Vorlieben für Rollenvorbilder im normalen, nichtklinischen Bereich. Gemessen an normorientierten Angaben ähnlichaltriger Kinder heterosexueller Eltern, unterschieden sich die Kinder lesbischer Eltern jedoch darin, dass sie stärker auf Stress reagierten (z.B. wütend wurden, sich aufregten), aber öfter auch ein Wohlgefühl erlebten (z.B. zufrieden, fröhlich waren). Patterson deutet diesen Befund so, dass die Kinder entweder einer größeren Zahl belas-tender Ereignisse ausgesetzt waren, diese jedoch bewältigen konnten, oder aber ihre negativen wie positiven Gefühle besser zum Ausdruck brachten. Dieses zuletzt genannte Ergebnis muss allerdings durch weite-re Studien repliziert werden.

Es folgten weitere Studien, die die gleichen Methoden anwandten: Interviews, standardisierte und normierte Erhebungsinstrumente²² und Berichte von Außenstehenden. In diesen Untersuchungen wurden außer-dem Kontrollgruppen herangezogen, die sich aus Familien mit einem he-terosexuellen Elternpaar bzw. einer alleinerziehenden Mutter zusam-mensetzten und nach Elteralter, Bildungsstand, soziökonomischem Sta-tus, Beziehungsdauer und Kindesalter demographisch parallelisiert wa-ren. Auch heterologe Inseminationsfamilien wurden in die Studie aufge-nommen, diese waren aber aufgrund von Rekrutierungsschwierigkeiten weniger stark repräsentiert. (Heterosexuelle Paare, die sich der donogenen Insemination bedient haben, bewahren oft striktes Still-schweigen über die Entstehungsart ihrer Kinder und fürchten, dass durch die Teilnahme an einer Studie ihre Kinder etwas über den Ursprung ih-rer Familie erfahren könnten.) Aufgrund ihres vergleichenden Vorge-hens konnten die Forscher z.B. untersuchen, wie sich die sexuelle Orien-tierung der Eltern, die Abwesenheit des Vaters und die Zahl der Eltern-teile auswirken, und dieses Design entspricht bis heute dem vorherr-

22 Meistens mit der Child Behavior Check List, CBCL (Thomas M. Achen-bach/Craig S. Edelbrock: *Manual for the Child Behavior Checklist and Revised Child Behavior Profile*, Burlington: University of Vermont, De-partment of Psychiatry 1983).

schenden Forschungsparadigma.²³ Allen diesen Familien war gemeinsam, dass die Eltern tendenziell etwas älter waren (und ihre Familien in den Dreißigern gegründet hatten), eine gute Bildung hatten, finanziell gesichert und in ihren Beziehungen stabilisiert waren. Risikofaktoren wie z.B. Scheidung, Armut, fehlende Bildung und Labilität traten relativ selten auf, was für die Kinder von Beginn an von Vorteil war. Darüber hinaus waren die Kinder aus Inseminationsfamilien natürlich Wunschkinder; denn ihre Eltern hatten sich um ihretwillen bewusst einem zutiefst persönlichen und kostspieligen Verfahren unterzogen. Die Kinder ihrerseits schienen davon profitiert zu haben.

In der ersten Studie der nächsten Forschungswelle verglichen Flaks u.a.²⁴ drei- bis neunjährige Kinder aus einer Stichprobe von 15 Familien mit einem lesbischen Elternpaar und 15 Kontrollfamilien mit heterosexuellen Elternpaaren, die ihre Kinder auf »natürliche« Weise gezeugt hatten. Die standardisierten Messungen, die auf der Basis von Eltern- und Lehrerberichten durchgeführt wurden, ergaben auch hier keine Hinweise darauf, dass sich die Kinder in ihrer sozialen Kompetenz und Verhaltensanpassung (jeweils gemessen mit der CBCL) und in ihrer Intelligenz²⁵ unterschieden. Mit Ausnahme eines bei den Jungen verschiedengeschlechtlicher Elternpaare festgestellten durchschnittlichen IQ-Wertes im Leistungstest bewegten sich die Kinder beider Gruppen in allen Bereichen im oberen Spektrum der standardisierten Stichproben.

Golombok u.a.²⁶ kamen in Großbritannien zu ähnlichen Ergebnissen. Sie verglichen 30 drei- bis neunjährige Kinder aus lesbischen Familien (mit Elternpaar und nur einem Elternteil) mit »natürlich« gezeugten Kindern

23 Zu den wenigen Untersuchungen über Familien mit einer alleinerziehenden Mutter, die ihr Kind durch eine Samenspende bekommen hat, siehe Clare Murray/Susan Golombok: »Solo mothers and their donor insemination infants: Follow-up at age 2 years«, in: *Human Reproduction* 20, 6 (2005), S. 1655-1660; Ruth Landau/Ruth Weissenberg/Igaël Madgar: »A child of »hers«: Older single mothers and their children conceived through IVF with both egg and sperm donation«, in: *Fertility and Sterility* 90, 3 (2008), S. 576-583.

24 David K. Flaks: »Lesbians choosing motherhood: A comparative study of lesbian and heterosexual parents and their children«, in: *Developmental Psychology* 31, 1 (1995), S. 105-114.

25 Ermittelt mit dem Wechsler-Test (David Wechsler: *Manual for the Wechsler Intelligence Scale for Children – Revised*, New York: Psychological Corporation 1974; ders.: *Wechsler Preschool and Primary Scale of Intelligence – Revised: Manual*, New York: Psychological Corporation 1989).

26 Susan Golombok/Fiona Tasker/Clare Murray: »Children raised in fatherless families from infancy: Family relationships and the socioemotional development of children of lesbian and single heterosexual mothers«, in: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 38, 7 (1997), S. 783-792.

aus 41 Familien mit einem heterosexuellen Elternpaar und Kindern aus 30 weiblichen Ein-Eltern-Familien und stellten fest, dass die Kinder sich insgesamt normal entwickelten. Nur wenige Unterschiede zeigten sich zwischen den einzelnen Familienformen. Die Kinder aus vaterlosen Familien wiesen eine größere Bindungssicherheit auf als die Kinder aus Familien mit einem heterosexuellen Elternpaar. Im Hinblick auf die Akzeptanz durch Gleichaltrige unterschieden sich die Angaben der Kinder nicht,²⁷ aber Kinder aus lesbischen Familien und alleinerziehender Mütter fühlten sich kognitiv und physisch weniger kompetent als Kinder aus Familien mit Vätern. Dieses Ergebnis wiederholte sich aber nicht in einer Folgestudie mit 25 (der ursprünglich 30) lesbischen Familien, als die Kinder zwölf Jahre alt waren.²⁸ Ferner zeigten die Angaben dieser Kinder als junge Erwachsene – in einer Untersuchung, die bis jetzt die einzige Studie mit Erwachsenen aus »geplanten« lesbischen Familien ist (18 Erwachsene, 20 Mütter) – genau das Gegenteil an, nämlich ein höheres Selbstwertgefühl und ein geringeres Maß an Depression, Angst und Feindseligkeit.²⁹ Außerdem bekannten sich alle diese jungen Erwachsenen – bis auf eine Ausnahme – zur Heterosexualität, was Vermutungen widerlegt, dass von lesbischen Frauen erzogene Kinder selbst lesbisch oder homosexuell werden könnten.

Weitere Forschungsergebnisse stützten die Aussage, dass die soziale Anpassung von Kindern aus »geplanten« lesbischen Familien der von Kindern aus Familien mit einem heterosexuellen Elternpaar bemerkenswert ähnlich ist – oder in mancher Hinsicht auch besser. In einer in Belgien und den Niederlanden durchgeführten Studie untersuchten Brewaey u.a.³⁰ die Entwicklung der Geschlechterrolle sowie psychische und Verhaltensprobleme bei Vier- bis Achtjährigen aus 30 Familien mit einem lesbischen und 68 Familien mit einem heterosexuellen Elternpaar (davon haben 30 Paare ihre Kinder auf »natürliche« Weise gezeugt und 38 eine donogene Insemination in Anspruch genommen). Die Pro-

27 Siehe auch Nanette Gartrell u.a.: »The National Lesbian Family Study: 3. Interviews with mothers of five-year-olds«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 70, 4 (2000), S. 542-548.

28 Fiona MacCallum/Susan Golombok: »Children raised in fatherless families from infancy: A follow-up of children of lesbian and single heterosexual mothers at early adolescence«, in: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 45, 8 (2004), S. 1407-1419; siehe auch K. Vanfraussen u.a.: »What does it mean for youngsters«.

29 Susan Golombok/Shirlene Badger: »Children raised in mother-headed families from infancy: A follow-up of children of lesbian and single heterosexual mothers at early adulthood«, in: *Human Reproduction* 25, 1 (2010), S. 150-157.

30 A. Brewaey u.a.: »Donor insemination«.

band/innen waren aus reproduktionsmedizinischen Abteilungen und Säuglingsstationen einer Universitätsklinik rekrutiert worden. Alle angefragten lesbischen Paare nahmen bereitwillig an der Studie teil, wodurch die Ergebnisse repräsentativ wurden für »geplante« lesbische Familien, die sich in diesem Zeitraum einer donogenen Insemination unterzogen hatten. Da alle drei Familienformen vertreten waren, konnten Brewaeys u.a. zusätzlich untersuchen, ob es allgemein Unterschiede gab zwischen Inseminationsfamilien und Familien mit »natürlich« gezeugten Kindern (d.h. die beiden Gruppen, die sich für eine donogene Insemination entschieden haben, vs. die Gruppe mit »natürlicher« Zeugung); und durch den Vergleich der beiden Typen von Inseminationsfamilien, die nach den Merkmalen parallelisiert wurden, dass sie eine künstliche Befruchtung vorgenommen, einen Spender und ein Kind hatten, das mit einem Elternteil genetisch nicht verwandt war, konnte besser untersucht werden, inwieweit die sexuelle Orientierung der Eltern Auswirkungen hat.³¹ Wie zuvor unterschieden sich die Kinder aus lesbischen Familien in ihrer auf der Basis von Eltern- und Lehrerberichten mit der CBCL gemessenen sozialen Anpassung nicht von den Kindern aus den beiden heterosexuellen Familiengruppen, und ihre Werte entsprachen mehr oder weniger den niederländischen Normen. Keine Unterschiede fand man in der Entwicklung der Geschlechterrolle.³²

Eine spätere ausführlichere Untersuchung der inzwischen zehnjährigen Kinder ergab ähnliche Entwicklungsmuster, allerdings mit der Ausnahme, dass die Lehrer bei den Kindern aus lesbischen Familien mehr Konzentrationsschwierigkeiten angaben als bei den »natürlich« gezeugten Kindern aus heterosexuellen Familien (eine Gruppe heterologer Inseminationsfamilien war nicht vertreten). Doch der Grad dieser Schwierigkeiten lag immer noch im Normalbereich, und die beiden Gruppen unterschieden sich weder in den von den Müttern noch in den von den Kindern angegebenen Konzentrationsschwierigkeiten. Kinder lesbischer Paare zeigten außerdem weniger Aggression und Angstprobleme als die »natürlich« gezeugten Kinder heterosexueller Paare.³³

31 Ein effizientes Studiendesign, mit dem die Auswirkungen künstlicher Befruchtung und genetischer Asymmetrie bei Familien mit einem heterosexuellen Elternpaar untersucht werden können, findet sich bei Golombok u.a. (1995). Zu ihren Probanden zählten: Familien, die mithilfe einer donogenen Insemination entstanden sind, die eine In-vitro-Fertilisation gewählt haben, Adoptivfamilien und Familien mit »natürlich« gezeugten Kindern.

32 Siehe auch Henny M. W. Bos/Theo G. M. Sandfort: »Children's gender identity in lesbian and heterosexual two-parent families«, in: *Sex Roles* 62 (2010), S. 114-126.

33 Vgl. K. Vanfraussen u.a.: »What does it mean for youngsters«.

Die von Brewaeys u.a.³⁴ durchgeführte Studie mit Vier- bis Achtjährigen gehörte mit zu den ersten Untersuchungen, in denen eine Vergleichsgruppe heterologer Inseminationsfamilien vertreten war. Als man die Ergebnisse der drei Familienformen (lesbische Inseminationsfamilie, heterologe Inseminationsfamilie, Familien mit »natürlich« gezeugten Kindern) miteinander verglich, stellte man fest, dass Kinder aus heterologen Inseminationsfamilien häufiger Verhaltens- und psychische Probleme zeigten als »natürlich« gezeugte Kinder, was auf eine Problematik bei den heterosexuellen – nicht aber den lesbischen – Familien, die mithilfe einer donogenen Insemination entstanden sind, schließen lässt. Ein Unterschied zwischen den beiden Typen von Inseminationsfamilien bestand (außer in der sexuellen Orientierung) in der Offenheit, mit der sie der Tatsache ihrer donogenen Insemination begegneten: Mit einer Ausnahme hatten alle lesbischen Paare ihre Kinder darüber aufgeklärt, dass sie aus dem Samen eines Spenders entstanden sind, während nur ein einziges heterosexuelles Paar dies getan hatte und wenige dies noch tun wollten. Dies war einer der ersten Hinweise aus einer vergleichenden Studie (neben einzelnen Fallberichten), dass Offenheit und Geheimhaltung zu unterschiedlichen Entwicklungen bei Kindern führen können, und er legte auch nahe, dass familiendynamische Prozesse, z.B. die Kommunikation, wichtiger sein können als die sexuelle Orientierung der Eltern.

Diese Vermutung wurde durch die Studie von Chan u.a.³⁵ überzeugend belegt. Mit Unterstützung einer Samenbank rekrutierten die Forscher/innen eine repräsentative Stichprobe von 80 Vergleichsfamilien mit fünf- bis elfjährigen Kindern, die mithilfe donogener Insemination entstanden sind. Dann verglichen sie soziale Anpassung, soziale Kompetenz und adaptive Fähigkeiten der Kinder aus allen Familienformen, die nach sexueller Orientierung (lesbisch, heterosexuell) und Zahl der Eltern (ein Elternteil, Paar) variierten. Auch hier war die Familienform nicht mit Unterschieden in den – meisten – gemessenen Merkmalen der kindlichen Entwicklung assoziiert.³⁶ Die Informationen von Eltern und Leh-

34 A. Brewaeys u.a.: »Donor insemination«.

35 Raymond W. Chan/Barbara Raboy/Charlotte J. Patterson: »Psychosocial adjustment among children conceived via donor insemination by lesbian and heterosexual mothers«, in: *Child Development* 69, 2 (1998a), S. 443-457.

36 Siehe ähnliche Ergebnisse in Nanette Gartrell u.a.: »The National Lesbian Family Study: 4. Interviews with the 10-year-old children«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 75, 4 (2005), S. 518-524; dies. u.a.: »Planned lesbian families«, Henny M. W. Bos/Frank van Balen/Dymphna C. van den Boom: »Child adjustment and parenting in planned lesbian-parent families«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 77, 1 (2007), S. 38-48.

ern wiesen darauf hin, dass die Kinder sich normal entwickelten, Co-Mütter allerdings von mehr internalisierten und externalisierten Problemen berichteten als Väter. Es ist erwähnenswert, dass diese Probleme in den Angaben der leiblichen Mütter und der Lehrer nicht offenkundig waren und dass Väter tendenziell von weniger Problemen und besserer sozialer Anpassung berichteten als alle anderen Gruppen. Besser vorherzusagen ließ sich die Entwicklung der Kinder über familiendynamische Prozesse, was im Folgenden diskutiert wird.

II. Erziehung und familiendynamische Prozesse in den einzelnen Familienformen

Die jahrzehntelange Sozialisationsforschung hat gezeigt, dass die kindliche Entwicklung entscheidend und nachhaltig davon geprägt wird, wie die Eltern ihre Kinder erziehen.³⁷ Untersuchungen haben ergeben, dass diese Aussage sowohl auf »geplante« lesbische Familien als auch auf donogene Inseminationsfamilien und heterosexuelle Elternpaare mit »natürlich« gezeugten Kindern zutrifft. Obwohl man festgestellt hat, dass sich Kinder aus diesen Familienformen nicht auf durchgängige oder markante Weise voneinander unterscheiden, ist es dennoch möglich, dass sie in ihren sozialisatorischen Erfahrungen differieren. In diesem Abschnitt untersuchen wir, ob sich die einzelnen Familienformen in ihren Strategien der Kindererziehung nachweislich voneinander unterscheiden.

Ähnlich dem Ergebnismuster, das man im Hinblick auf Merkmale von Kindern gefunden hat, haben auch Untersuchungen über Erziehung und familiendynamische Prozesse nur wenige Unterschiede zwischen den einzelnen Familienformen zu Tage befördert. So fanden z.B. Chan u.a.³⁸ in den gemessenen Faktoren Elternstress, Selbstwertgefühl, Depression und Qualität der Paarbeziehung keine Unterschiede zwischen 55 Familien mit einem lesbischen Elternpaar und 25 heterologen Inseminationsfamilien. Bei einer kleineren Unterstichprobe dieser Familien (30 lesbische und 16 heterologe Inseminationsfamilien) stellten Chan u.a.³⁹ fest, dass bei lesbischen Müttern die Rollen und Aufgaben im Rahmen der Kindererziehung gleichmäßiger verteilt waren als bei heterosexuellen Eltern, obwohl diese Frauen wünschten, dass ihre Männer

sich stärker an der Kindererziehung beteiligten. Brewaeys u.a.⁴⁰ kamen außerdem zu dem Ergebnis, dass bei lesbischen Elternpaaren die Co-Elternschaft ausgewogener bzw. das erzieherische Engagement des nichtleiblichen Elternteils stärker war als bei heterosexuellen Paaren.

In ihrem Vergleich zwischen 15 Familien mit einem lesbischen Elternpaar und 15 Vergleichsfamilien, die eine heterologe Insemination in Anspruch genommen haben, fanden Flaks u.a.⁴¹ nur einen Unterschied in der elterlichen Sozialisation. Gegenüber heterosexuellen Eltern erwiesen sich lesbische Eltern bei der Lösung von Erziehungsproblemen als effizienter in dem Sinne, dass sie ein breiteres Spektrum an Lösungen für potenzielle Schwierigkeiten entwickeln konnten. Dieser Unterschied war hauptsächlich den Vätern zurechenbar, die beim Faktor Problemlösung geringere Werte hatten als alle Mütter.

Genau umgekehrt war es in einer umfangreichen Studie mit sechsjährigen Kindern aus 100 lesbischen Familien und 100 heterosexuellen Vergleichsfamilien mit »natürlich« gezeugten Kindern.⁴² Hier fanden die Forscher/innen in den Angaben zu elterlicher Kompetenz keinen Unterschied zwischen heterosexuellen Müttern und Vätern und lesbischen genetisch mit dem Kind verwandten Müttern und (mit dem Kind nicht genetisch verwandten) Co-Müttern. Die beiden Gruppen unterschieden sich auch weder in ihrem Eindruck, als Eltern belastet zu sein, noch im Hinblick auf das Angebot sozialer Unterstützung außerhalb der Familie. Einige Unterschiede zwischen den beiden Familiengruppen fand man jedoch im Elternverhalten. Bei den (mit dem Kind genetisch verwandten und nicht verwandten) lesbischen Müttern war der Kinderwunsch stärker, das Bedürfnis nach Rechtfertigung der elterlichen Rolle größer und das Interesse an konventionellen Zielen der Kindererziehung geringer als bei heterosexuellen Eltern sowie die Zufriedenheit in der Paarbeziehung und mit der Co-Elternschaft größer als bei den heterosexuellen Müttern. Die mit dem Kind genetisch verwandten lesbischen Mütter waren weniger bestimmend und setzten weniger Grenzen als heterosexuelle Mütter, und im Vergleich zu den Vätern waren alle lesbischen Mütter stärker emotional engagiert, mehr darauf bedacht, die Autonomie der Kinder zu unterstützen und zu respektieren, und weniger durchsetzungsfähig. Lesbische Co-Mütter erwiesen sich als weniger durchsetzungsfähig.

37 Joan E. Grusec/Paul D. Hastings (Hg.), *Handbook of Socialization: Theory and Research*, New York: Guilford Press 2007.

38 R. Chan u.a.: »Psychosocial adjustment among children«.

39 Raymond W. Chan u.a.: »Division of labor among lesbian and heterosexual parents: Associations with children's adjustment«, in: *Journal of Family Psychology* 12, 3 (1998b), S. 402-419.

40 A. Brewaeys u.a.: »Donor insemination«.

41 D. Flaks: »Lesbians choosing motherhood«.

42 Henny M. W. Bos/Frank van Balen/Dymphna C. van den Boom: »Experience of parenthood, couple relationship, social support, and child rearing goals in planned lesbian families«, in: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 45 (2004), S. 755-764; dies.: »Child adjustment and parenting«.

hig und zeigten eine geringere stützende Präsenz als heterosexuelle Mütter; sie brachten sich aber im Vergleich zu den Vätern emotional stärker ein, zeigten mehr Anteilnahme, nutzten lieber Überzeugungskraft als Durchsetzungsvermögen und respektierten stärker die Autonomie der Kinder.

Interessanterweise zeigen Längsschnittstudien, dass sich einige familienkundige Unterschiede in Kindererziehung und familiendynamischen Prozessen im Laufe der Zeit ändern, was darauf hinweist, dass solche Differenzen vielleicht mit den an die Familie und Eltern gestellten Anforderungen in bestimmten Entwicklungsphasen erklärt werden können. In der Untersuchung von Brewaays u.a.⁴³ mit vier- bis achtjährigen Kindern aus lesbischen Familien, heterologen Inseminationsfamilien und heterosexuellen Familien mit »natürlich« gezeugten Kindern beschrieben die lesbischen Co-Mütter die Beziehungen zu ihren Kindern positiver als die Väter in beiden heterosexuellen Familienformen; die von den Kindern gemachten Angaben zur Beziehungsqualität differierten allerdings nicht zwischen lesbischen Co-Müttern und Vätern. Als diese Familien vier Jahre später wieder untersucht wurden, fanden die Forscher/innen in der elterlichen Sozialisation und der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung jedoch keine Unterschiede zwischen heterosexuellen und lesbischen Familien.⁴⁴

Ähnliches stellten Golombok u.a.⁴⁵ fest: Sie verglichen lesbische Familien (mit Elternpaaren und nur einem Elternteil), alleinerziehende Mütter (mit Kindern aus Spendersamen und »natürlich« gezeugten Kindern) und heterosexuelle Familien mit »natürlich« gezeugten Kindern und fanden nur einen einzigen Unterschied: dass alleinerziehende heterosexuelle Mütter sich aktiver mit ihren sechsjährigen Kindern befassten als lesbische Mütter. Als diese Familien sechs Jahre später wieder untersucht wurden,⁴⁶ war dieser Unterschied jedoch nicht mehr vorhanden. Genauso wenig wie in der Untersuchung mit den jüngeren Kindern zeigten sich in der Folgestudie, als die Kinder zwölf Jahre alt waren, Unterschiede zwischen den einzelnen Familienformen im Hinblick auf Empathie, Zuneigung, Zurechtweisung, elterliche Kontrolle und Erziehungsmaßnahmen. Differenzen fand man darin, wie die Eltern Auseinandersetzungen in der Familie einschätzten. Bei den alleinerziehenden heterosexuellen Müttern war der Aggressionsgrad bei Erziehungsmaßnahmen

43 A. Brewaays u.a.: »Donor insemination«.

44 Vgl. Katrien Vanfraussen/Ingrid Ponjaert-Kristoffersen/Anne Brewaays: »Family functioning in lesbian families created by donor insemination«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 73, 1 (2003b), S. 78-90.

45 S. Golombok: »Children raised in fatherless families«.

46 F. MacCallum/S. Golombok: »Children raised in fatherless families«.

am höchsten, und alle Mütter in Familien ohne Väter berichteten von ernsthafteren Auseinandersetzungen als die Mütter in Familien mit Vätern. Umgekehrt gaben die Zwölfjährigen aus vaterlosen Familien gegenüber den Kindern aus Familien mit einem anwesenden Vater an, dass ihre Mütter mehr und zuverlässiger Zeit für sie hätten und mehr Aktivitäten mit ihnen durchführten.

Interessanterweise traten diese Unterschiede hervor, als die Kinder in die Pubertät kamen – wenn Eltern-Kind-Konflikte aufgrund normativer Prozesse der Individuierung im Jugendalter erwartungsgemäß zunehmen, aber normalerweise auch das Verlangen des jungen Menschen nach Verbundenheit mit der Familie größer wird.⁴⁷ Dieser Zustand dauerte bis zum Ende der Pubertät an. Als diese Kinder das frühe Erwachsenenalter erreichten, gaben lesbische Mütter zwar weniger Disziplinierungsmaßnahmen an, dafür aber häufigere und heftigere Konflikte als alleinerziehende heterosexuelle Mütter.⁴⁸ Ihre erwachsenen Kinder nahmen diesen Unterschied jedoch nicht wahr; denn beide Gruppen berichteten von ähnlich positiven Beziehungen zu ihren Müttern. Es könnte also sein, dass lesbische Mütter am Anfang und Ende der Pubertät ihrer Kinder besser auf die normativen Auseinandersetzungen zwischen Eltern und heranwachsenden Kindern eingestellt sind oder sensibler damit umgehen. In Anlehnung an die Aussage von Bos u.a.,⁴⁹ dass lesbische Mütter emotional stärker engagiert sind und mehr Anteilnahme zeigen, nehmen diese Mütter vielleicht das als potenziell problematisch wahr, was andere Eltern und ihre Kinder als normale »Sturm- und Drangphase« der Pubertät betrachten.

Insgesamt lassen diese Studien den Schluss zu, dass die sozialisationserfahrungen von Kindern aus »geplanten« lesbischen Familien den Erfahrungen von Kindern aus heterosexuellen Familien viel ähnlicher sind, als dass sie sich unterscheiden. Beide Familienformen ähneln sich in ihrer Empathie, ihrem Engagement und ihrer Anteilnahme sowie in ihren positiven Eltern-Kind- und Paarbeziehungen. Im Vergleich zu heterosexuellen Eltern verfolgen lesbische Mütter vielleicht weniger traditionelle Erziehungsziele wie etwa Fügsamkeit und Gehorsam. Kinder aus lesbischen Familien halten die unter ihren Eltern prakti-

47 Vgl. Andrew W. Collins/Laurence Steinberg: »Adolescent development in interpersonal context«, in: William Damon/Richard M. Lerner (Hg.), *Handbook of Child Psychology*, Bd. 3: Social, Emotional, and Personality Development, 6. Aufl., New York: Wiley 2006, S. 1003-1067.

48 Vgl. S. Golombok/S. Badger: »Children raised in mother-headed families«.

49 H. Bos u.a.: »Experience of parenthood«; dies.: »Child adjustment and parenting«.

zierte Verteilung der erzieherischen Aufgaben für ausgewogener, als dies Kinder aus heterosexuellen Familien in Bezug auf ihre Eltern tun. Vielleicht erleben Kinder lesbischer Eltern auch weniger strenge Disziplinierungsmaßnahmen und ein eher emotionales Herangehen an Kindererziehung. Im Vergleich zu heterosexuellen Eltern sehen lesbische Mütter die Beziehung zu ihren heranwachsenden Kindern als stürmischer, aber ihre Kinder scheinen diese Sichtweise nicht zu teilen.

III. Beziehung zwischen Erziehung, familiendynamischen Prozessen und kindlicher Entwicklung

Nur in drei Studien über »geplante« lesbische Familien wurde untersucht, wie Erziehung und familiendynamische Prozesse sich auf die Kinder auswirken. Bos u.a.⁵⁰ haben festgestellt, dass die Kinder sowohl aus lesbischen als auch aus heterosexuellen Familien mit »natürlich« gezeugten Kindern mehr internalisierte und externalisierte Probleme zeigten, wenn die Elternpaare mit der Rolle der Partnerin/des Partners als Co-Elternteil weniger zufrieden waren. (Hier ist wichtig zu erwähnen, dass die Probleme der Kinder gering waren und mit Sicherheit im Normbereich altersgemäßer Verhaltensweisen lagen; die Auswertungen sagten kein klinisch relevantes Ausmaß der Probleme vorher.) Ähnlich haben Chan u.a.⁵¹ sowohl bei lesbischen als auch heterologen Inseminationsfamilien festgestellt, dass die Kinder mehr (klinisch nicht relevante) Verhaltensprobleme zeigten, wenn die Eltern mit der Aufteilung der Arbeit im Haushalt weniger zufrieden waren, sich als Erziehende stärker belastet fühlten und eher dysfunktionale Eltern-Kind-Beziehungen hatten. In diesen Studien zeigten sich auch mehrere in weiten Teilen mit der Sozialisationsforschung konsistente Korrelationen zwischen dem Wohlbefinden der Eltern, ihrem Erziehungsverhalten und der sozialen Anpassung des Kindes, z.B. dass die Kinder offenbar mehr internalisierte und externalisierte Probleme hatten, wenn die Eltern eher depressiv waren oder auf ihrem Durchsetzungsvermögen beharrten.⁵² Doch diese Korrelationen waren nicht unabhängig von den Auswirkungen der Qualität der Paar- und Eltern-Kind-Beziehung, und es gibt keine eindeutigen Belege dafür, dass die sexuelle Orientierung der Eltern durchgängig mit der Beziehungsqualität zusammenhängt.

50 H. Bos: »Child adjustment and parenting«.

51 R. Chan u.a.: »Psychosocial adjustment among children«; ders. u.a.: »Division of labor among lesbian and heterosexual parents«.

52 Vgl. H. Bos: »Child adjustment and parenting«; R. Chan u.a.: »Psychosocial adjustment among children«.

Zusammenfassung: Familiendynamische Prozesse und kindliche Entwicklung in »geplanten« lesbischen Familien

Aus dem bis jetzt vorliegenden empirischen Material kann man den Schluss ziehen, dass die gleichen familiendynamischen Prozesse, die bei Kindern aus heterosexuellen Familien eine positive soziale Anpassung begünstigen, sich auch bei Kindern aus »geplanten« lesbischen Familien vorteilhaft auswirken. Kinder gedeihen am besten: wenn ihre Eltern zufrieden sind mit der Partnerbeziehung und der Verteilung der Aufgaben im Haushalt und in der Kindererziehung; wenn sich die Eltern durch die Anforderungen der Kindererziehung nicht belastet fühlen; und wenn Eltern und Kinder eine positive und enge Beziehung zueinander unterhalten. In Bezug auf diese Merkmale sind sich Familien mit einem lesbischen Elternpaar und Familien mit einem heterosexuellen Elternpaar ziemlich ähnlich; und deshalb sollte es nicht überraschen, dass ihre Kinder ähnlich gut sozial angepasst sind.

Wie entwickeln sich aus Spendersamen entstandene Kinder, die mit dem Wissen über ihre Zeugungsart aufwachsen?

Kinder aus heterologen und lesbischen Inseminationsfamilien entwickeln sich bemerkenswert ähnlich und positiv, obwohl sich diese Familienformen dramatisch in ihrer Offenheit unterscheiden, wie mit der Tatsache ihrer Entstehungsweise umgegangen wird. Bis vor kurzem haben heterosexuelle Paare ihre Kinder selten darüber aufgeklärt, dass ihre Familie mithilfe donogener Insemination gegründet wurde.⁵³ Dagegen klären so gut wie alle lesbischen Eltern ihre Kinder über die Entstehungsart ihrer Familie auf – fast alle, wenn die Kinder noch sehr klein

53 Die Aufklärungsquote lag zwischen 0 und 30 Prozent, siehe Anne Brewaeys: »Review: Parent-child relationships and child development in donor insemination families«, in: Human Reproduction Update 7, 1 (2001), S. 38-46; Alexina McWhinnie: »Gamete donation and anonymity: Should offspring from donated gametes continue to be denied knowledge of their origins and antecedents?«, in: Human Reproduction 16, 5 (2001), S. 807-817; seit Neuerem liegt die Quote zwischen 10 und 70 Prozent, siehe Joanna E. Scheib/Maura Riordan/Susan Rubin: »Choosing identity-release sperm donors: The parents' perspective 13-18 years later«, in: Human Reproduction 18, 5 (2003), S. 1115-1127; M. Paul/R. Berger: »Topic avoidance and family functioning«; K. Daniels u.a.: »Parental information«.

sind.⁵⁴ Diese Offenheit ist tatsächlich eine große Veränderung, die durch »geplante« lesbische Familien angestoßen worden ist. Doch erst allmählich beginnen wir zu verstehen, wie sich Offenheit auf die Entwicklung des Kindes und späteren Erwachsenen auswirkt. Außerdem gibt es bisher nur vorläufige Antworten auf die Frage, was Menschen aus Spendersamen, wenn sie erst einmal über ihre Entstehungsart aufgeklärt sind, tatsächlich über ihren Spender wissen wollen oder müssen und welche Bedeutung er für sie hat.

Offenheit in Inseminationsfamilien

Mit der Verfeinerung der DNA-Technik und den Möglichkeiten der Bestimmung der Abstammung wird es zunehmend schwierig, den auf einen Samenspender zurückgehenden Ursprung einer Familie zu verheimlichen. Familienbeziehungen sowie das psychische und physische Wohl des so gezeugten Menschen werden höchstwahrscheinlich beeinträchtigt, wenn seine Entstehungsart geheimgehalten wird, die Gefahr der versehentlichen Enthüllung besteht und er das Gefühl hat, von den Eltern getäuscht worden zu sein.⁵⁵ Aufgrund dieser Annahme behaupten wir, dass sich Kinder aus Spendersamen und ihre Familien generell besser entwickeln, wenn die Familie offen mit ihrer Entstehungsart umgeht. Die Möglichkeiten der Offenheit sind jedoch stark eingeschränkt, weil die meisten Inseminationsfamilien anonyme Spender haben, über die wenig bekannt ist. Man weiß also nicht, ob ein Leben mit der potenziellen Enttäuschung darüber, nie etwas über den Spender erfahren oder ihn kennen lernen zu können, schlimmer ist als völlige Ahnungslosigkeit, welche für den künstlich gezeugten Menschen ein Risiko darstellt, das heterologe Inseminationsfamilien eingehen können, aber nicht unbedingt müssen.

Trotz der Risiken entscheiden sich – außer lesbischen Elternpaaren – immer mehr Eltern, die auf eine donogene Insemination zurückgegriffen haben, für die Aufklärung ihrer Kinder. Erste Forschungsergebnisse zeigten entweder keinen Zusammenhang zwischen Aufklärung und Entwicklung der Familie oder einen positiven. In ihrer Studie stellten

54 A. Brewaeyts: »Review«; J. Scheib u.a.: »Choosing identity-release sperm donors«.

55 Übersicht in Glenn McGee/Sarah-Vaughan Brakman/Andrea Gurmankin: »Debate: Disclosure to children conceived with donor gametes«, in: *Human Reproduction* 16, 10 (2001), S. 2033-2036; A. McWhinnie: »Gamete donation and anonymity«; Ethics Committee of the American Society for Reproductive Medicine: »Informing offspring«; K. Daniels/L. Meadows: »Sharing information«.

Brewaeyts u.a.⁵⁶ einen der ersten systematischen Vergleiche an zwischen Kindern, die über ihre Entstehungsart aufgeklärt wurden, und Kindern, die nicht aufgeklärt wurden bzw. noch aufgeklärt werden sollten; die untersuchten Vier- bis Achtjährigen unterschieden sich nicht in ihrer psychischen und Verhaltensanpassung, obwohl nur acht von 38 heterosexuellen Elternpaaren ihre Kinder aufgeklärt oder Aufklärung geplant hatten. Lycett u.a.⁵⁷ untersuchten jedoch eine größere Gruppe von vier- bis achtjährigen Kindern aus 18 Familien, die offen mit ihrer Entstehungsart umgingen, und fanden bei ihnen positivere Eltern-Kind-Beziehungen als bei den 28 Familien, die über ihren Ursprung Stillschweigen bewahrten. Die Forscher/innen betonten jedoch, dass die Ergebnisse der Familie, die die Zeugungsart verheimlichen, immer noch gut seien – und die Werte sich im Normalbereich bewegten. Im Rahmen einer qualitativen Studie interviewten Hunter u.a.⁵⁸ eine Stichprobe von 83 heterosexuellen Elternpaaren, die einer Selbsthilfegruppe für Inseminationsfamilien angehörten und offen mit ihrer Familiengründung umgehen wollten. Fast die Hälfte von ihnen hatte die Kinder (Durchschnittsalter: dreieinhalb Jahre; Altersspanne von drei Monaten bis 15 Jahre) aufgeklärt; der Rest plante Aufklärung (Durchschnittsalter: eineinhalb Jahre; Altersspanne von elf Wochen bis vier Jahre). Zwar wurde die kindliche Entwicklung nicht untersucht, aber es ist bezeichnend, dass die Eltern weder ihre Entscheidung, dem Kind die Wahrheit zu sagen, noch ihre Inanspruchnahme der donogenen Insemination bereut hatten. Diese Eltern fanden die Aufklärung auch umso leichter, je jünger das Kind war, und die Kinder ihrerseits reagierten tendenziell neutral und/oder neugierig.⁵⁹

56 Anne Brewaeyts u.a.: »Donor insemination: Dutch parents' opinions about confidentiality and donor anonymity and the emotional adjustment of their children«, in: *Human Reproduction* 12, 7 (1997a), S. 1591-1597.

57 Emma Lycett u.a.: »Offspring created as a result of donor insemination: A study of family relationships, child adjustment, and disclosure«, in: *Fertility and Sterility* 82, 1 (2004), S. 172-179.

58 Myra Hunter/Natasha Salter-Ling/Lesley Glover: »Donor insemination: Telling children about their origins«, in: *Child Psychology and Psychiatry Review* 5, 4 (2000), S. 157-163.

59 Siehe auch Anna Rumball/Vivienne Adair: »Telling the story: Parents' scripts for donor offspring«, in: *Human Reproduction* 14, 5 (1999), S. 1392-1399; Frank Lindblad/Claes Gottlieb/Othon Lalos: »To tell or not to tell – what parents think about telling their children that they were born following donor insemination«, in: *Journal of Psychosomatic Obstetrics and Gynecology* 21, 12 (2000), S. 193-203; Kirstin Mac Dougall u.a.: »Strategies for disclosure: How parents approach telling their children that they were conceived with donor gametes«, in: *Fertility and Sterility* 87, 3 (2007), S. 524-533.

In der von Brewaeyns u.a.⁶⁰ untersuchten Stichprobe von 30 lesbischen Familien, bei denen die Geheimhaltung des Spenderursprungs unrealistisch war, zeigten die Werte der Vier- bis Achtjährigen (und in der Folgestudie Zehnjährigen)⁶¹ eine gute soziale Anpassung, was darauf schließen lässt, dass die Aufklärung über die Entstehungsweise der Familie nicht mit negativen Entwicklungen assoziiert war.⁶² Scheib u.a.⁶³ führten die bislang erste Untersuchung von Heranwachsenden durch und stellten fest, dass sich die Kinder in allen Familienformen – ob lesbische Familie, alleinerziehende Mutter oder heterosexuelle Familie – unauffällig entwickelten. Die Zwölf- bis 17-Jährigen dieser Stichprobe hatten identifizierbare Spender, die kontaktiert werden konnten, wenn die Kinder 18 Jahre alt sind. Die meisten dieser Kinder und Jugendlichen gaben an, früh aufgeklärt worden zu sein, oftmals sogar so früh, dass sie sich nicht an eine Zeit erinnern konnten, in der sie nicht wussten, dass sie durch eine Samenspende entstanden sind. Auch ihre Reaktionen waren tendenziell neutral (wegen des jungen Alters) oder positiv, wobei die meisten von ihnen neugierig auf den Spender waren. Die Forscherinnen führten zwar keine standardisierten Erhebungen durch, schlossen aber aus den Berichten der Kinder und Jugendlichen⁶⁴ und ihrer Eltern,⁶⁵ dass die Aufklärung sich entweder positiv oder überhaupt nicht auf die Eltern-Kind-Beziehung ausgewirkt hatte und dass die Heranwachsenden sich in der Pubertät wohl fühlten und relativ offen mit ihrer Entstehungsweise umgingen. Viele dieser Heranwachsenden hatten auch an einer Studie teilgenommen, in der man ihre soziale Anpassung im Alter von durchschnittlich sieben Jahren⁶⁶ gemessen hatte. Der Fokus der Untersuchung lag zwar nicht auf der Frage, wie sich Aufklärung auf die Kinder auswirkt, aber man stellte fest, dass fast alle Heranwachsenden über ihre Entstehungsweise informiert waren. Die gemessenen Merkmale psychische und Verhaltensanpassung und soziale Kompetenz wiesen da-

60 A. Brewaeyns u.a.: »Donor insemination«.

61 K. Vanfraussen u.a.: »What does it mean for youngsters«.

62 Siehe auch N. Gartrell u.a.: »Planned lesbian families«.

63 Joanna E. Scheib/Maura Riordan/Susan Rubin: »Adolescents with open-identity sperm donors: Reports from 12-17 year olds«, in: *Human Reproduction* 18, 2 (2005), S. 239-252.

64 Ebd.

65 J. Scheib u.a.: »Choosing identity-release sperm donors«.

66 Die Altersspanne betrug fünf bis elf Jahre. R. Chan u.a.: »Psychosocial adjustment among children«, Megan Fulcher u.a.: »Lesbian mothers and their children: Findings from the contemporary families study«, in: Allen M. Omoto/Howard S. Kurtzman (Hg.), *Sexual Orientation and Mental Health: Examining Identity and Development in Lesbian, Gay, and Bisexual People*, Washington, DC: American Psychological Association 2006, S. 281-299.

rauf hin, dass die Kinder und Jugendlichen insgesamt sozial gut angepasst waren, was indirekt wiederum nahe legte, dass sich Aufklärung nicht negativ auf die Familien ausgewirkt hatte.

Wenig weiß man über die Entwicklung von Erwachsenen, die in »geplanten« lesbischen Familien aufgewachsen sind. Doch kürzlich präsentierten Golombok und Badger⁶⁷ im Rahmen ihrer Folgestudie mit den inzwischen 19-jährigen Kindern aus lesbischen Familien einen der ersten Berichte, der über die Entwicklung mittels standardisierter Erhebungsinstrumente informiert. Wie schon in früheren Studien fanden die Forscherinnen eine dauerhaft psychische Stabilität dieser jetzt jungen Erwachsenen und sichere Eltern-Kind-Beziehungen, was wiederum auf einen positiven Zusammenhang zwischen kindlicher Entwicklung und Offenheit in der Familie schließen lässt.

Wenn mit Samenspende gezeugte Menschen erst im Jugend- oder Erwachsenenalter über ihre Entstehungsweise aufgeklärt werden, sind deren Reaktionen völlig andere. Eine so späte Aufklärung ist in »geplanten« lesbischen Familien allerdings selten möglich. Die Informationen auf diesem Gebiet stammen überwiegend von Menschen aus heterologen Inseminationsfamilien, die ihre Entstehungsweise vor den Kindern meistens geheimhielten mit dem Effekt, dass die inzwischen Erwachsenen noch keine repräsentative Stichprobe für eine Studie bilden. Mit erwachsenen Menschen aus Spendersamen gibt es bis jetzt noch keine Untersuchung, in der man standardisierte Erhebungen durchgeführt hätte, und nur in einer Studie wurde die familiäre Kompetenz gemessen. Anstelle davon werden Gefühle gegenüber den Eltern und die Einstellung zu der Tatsache untersucht, aus dem Samen eines Spenders entstanden zu sein. Trotz dieser Vorbehalte bleiben bisherige Forschungsergebnisse wichtig, um die Entwicklungen der psychischen Gesundheit von Menschen aus Spendersamen verstehen zu können. Wie erwähnt, geschieht die Enthüllung des Geheimnisses in einem späteren Lebensalter oft durch Zufall und in heiklen Situationen, z.B. bei Auseinandersetzungen, Scheidungen oder angesichts des Todes. Die Betroffenen reagieren dann – was nicht überrascht – z.B. mit Wut, weil sie sich getäuscht fühlen; oder sie verlieren das Vertrauen, sind traurig und verwirrt über ihre Herkunft, was mit einem Bruch in ihrem Selbstbild und ihrer Identität einhergeht. Jugendliche und Erwachsene berichten außerdem, dass sie sich wegen ihrer Zeugungsweise unbehaglich fühlten und entsetzlich frustriert darüber seien, keinen Zugang zu Informationen über ihren Spender zu haben.⁶⁸

67 S. Golombok/S. Badger: »Children raised in mother-headed families«.

68 B. Cordray: »A survey of people«, A. Turner/A. Coyle: »What does it mean«, G. Hewitt: »Missing links«, L. Spencer: *Sperm Donor Offspring: Überblick in A. McWhinnie: »Gamete donation and anonymity«.*

Auch wenn Eltern das Kind über seine Entstehung aufklären und danach das Thema in der Familie vermieden wird, führt dies zu geringerer familiärer Kompetenz.⁶⁹

In der bis jetzt größten Stichprobe von 165 donogen gezeugten Erwachsenen, von denen fast 40 Prozent im Jugend- oder Erwachsenenalter über den Spenderursprung aufgeklärt worden waren, sagte die späte Aufklärung übrigens negativere Einstellungen zu dieser Zeugungsweise vorher.⁷⁰ Doch im Unterschied zu früheren Untersuchungen sagte das Lebensalter der Betroffenen bei der Aufklärung nicht die Gefühle gegenüber den Eltern vorher – einige spät über ihre Entstehungsweise informierte Menschen hatten dennoch positive Gefühle ihren Eltern gegenüber, während manche früh aufgeklärte Menschen genau das Gegenteil empfinden konnten. Obwohl die Forscherinnen nicht viele Informationen über die näheren Umstände der Aufklärung erhoben hatten, stellten sie – im Gegensatz zu früheren Untersuchungen – fest, dass nur wenige der Proband/innen per Zufall von ihrer Entstehungsweise erfahren hatten; und das könnte partiell erklären, weshalb sich die vorliegenden Ergebnisse in Bezug auf die Gefühle gegenüber den Eltern von den Ergebnissen früherer Studien unterscheiden.

In einer anderen Studie mit 85 donogen gezeugten Erwachsenen waren die meisten Proband/innen (66 Prozent) im Jugend- oder Erwachsenenalter aufgeklärt worden, und – ähnlich den von Jadva u.a.⁷¹ berichteten Ergebnissen – die meisten Teilnehmer/innen (64 Prozent) hatten in geplanten Gesprächen die Wahrheit erfahren.⁷² In dieser Stichprobe fand man keinen Zusammenhang zwischen Lebensalter bei der Aufklärung und Einstellung zu der donogenen Zeugungsweise; die Einstellung zur Entstehung durch Spendersamen wurde besser vorhergesagt über die Qualität der Mutterbeziehung und die Annahme des (sozialen) Vaters als den »richtigen Vater«. Was beziehungsbezogene und familiendynamische Prozesse (z.B. Qualität von Kommunikation und Beziehungen) und das Merkmal des Lebensalters bei der Aufklärung anbelangt, helfen die drei zuletzt erwähnten Studien⁷³ allmählich verstehen, was in Familien, die durch donogene Insemination entstanden sind, in puncto Offenheit und Geheimhaltung wirklich los sein könnte. Auch wenn die For-

69 Vgl. M. Paul/R. Berger: »Topic avoidance and family functioning«.

70 Vgl. Vasanti Jadva u.a.: »The experiences of adolescents and adults conceived by sperm donation: Comparisons by age of disclosure and family type«, in: *Human Reproduction* 24, 8 (2009), S. 1909-1919.

71 Ebd.

72 Vgl. P. Mahlstedt u.a.: »The views of adult offspring of sperm donation«.

73 Ebd.; M. Paul/R. Berger: »Topic avoidance and family functioning«; V. Jadva u.a.: »The experiences of adolescents«.

schungsergebnisse insgesamt darauf hindeuten, dass Individuen aus Spendersamen, die früh über ihre Entstehungsart aufgeklärt werden und in Offenheit darüber aufwachsen, sich besser entwickeln als diejenigen, die erst spät die Wahrheit erfahren, kann es genauso gut sein, dass psychische Aspekte familiendynamischer Prozesse ähnlich relevante Prädiktoren von Wohlbefinden und Zufriedenheit mit dem Spenderursprung sind.

Eine abschließende Bemerkung: In Studien, in denen Kinder (oder ihre Eltern),⁷⁴ Heranwachsende⁷⁵ oder Erwachsene⁷⁶ zum Spender befragt wurden, zeigten sich die meisten Befragten neugierig auf den Spender und wollten mehr über ihn wissen. Dieses Ergebnis kam unabhängig davon zustande, ob die Untersuchung mit einer repräsentativen Stichprobe durchgeführt wurde oder nicht. Bei Heranwachsenden bestand kein Zusammenhang zwischen dem Grad der Neugier und dem Niveau der sozialen Anpassung,⁷⁷ genauso wenig wie bei Adoptierten ein Zusammenhang zwischen Interesse an der Herkunft und pathologischem Verhalten bestand.⁷⁸ Die Fragen zum Spender kreisten oft um drei Hauptthemen: Was für ein Mensch ist der Spender? Wie sieht er aus? Ist er wie ich?⁷⁹ Donogen gezeugte Erwachsene hatten oft auch gesundheitsbezogene Fragen.⁸⁰ Hinter derlei Fragen scheint der Wunsch zu stehen, mehr über sich selbst – über seine Identität – zu erfahren, worin sich der normale Prozess der Identitätsbildung spiegelt. Wenn Proband/innen Enttäuschung über ihre donogene Zeugungsart äußerten, was

74 A. Rumball/V. Adair: »Telling the story«; F. Lindblad u.a.: »To tell or not to tell«; Katrien Vanfraussen/Ingrid Ponjaert-Kristoffersen/Anne Brewaeys: »An attempt to reconstruct children's donor concept: A comparison between children's and lesbian parents' attitudes towards donor anonymity«, in: *Human Reproduction* 16, 10 (2001), S. 2019-2025; dies: »Why do children want to know more«; N. Gartrell u.a.: »The National Lesbian Family Study: 4«.

75 J. Scheib u.a.: »Adolescents with open-identity sperm donors«.

76 B. Cordray: »A survey of people«; A. Turner/A. Coyle: »What does it mean«; G. Hewitt: »Missing links«; L. Spencer: »Sperm Donor Offspring; Joanna E. Scheib/Alice Ruby/Jean Benward: »Who requests their sperm donor's identity? Analysis of donor-conceived adult requests at an open-identity program«, in: *Fertility & Sterility* 90 (2008), S. 8-9; V. Jadva u.a.: »The experiences of adolescents«; P. Mahlstedt u.a.: »The views of adult offspring of sperm donation«.

77 Vgl. K. Vanfraussen u.a.: »Why do children want to know more«.

78 Vgl. David Howe/Julia Feast: *Adoption, Search and Reunion: The Long Term Experience of Adopted Adults*, London: Children's Society 2000.

79 Z.B. J. Scheib u.a.: »Adolescents with open-identity sperm donors«.

80 Z.B. Vasanti Jadva u.a.: »Offspring's experiences of searching and contacting their donor siblings and donor«, in: *Reproductive BioMedicine Online* (im Druck).

häufig bei Erwachsenen der Fall war, war das damit verbunden, dass sie einen anonymen Spender hatten, über den wenig bis gar nichts bekannt war. Die Enttäuschung über die Zeugungsweise war bei Heranwachsenden mit einem identifizierbaren Spender (eine andere untersuchte Altersgruppe mit dieser Art von Spender ist uns nicht bekannt) viel weniger verbreitet und weitaus weniger intensiv als bei Jugendlichen, die vor Erreichen des Erwachsenenalters etwas über die Identität ihrer Spender erfahren wollten.⁸¹ Auch wenn diese Ergebnisse vorläufiger Natur sind, lassen sie den Schluss zu, dass aus Spendersamen gezeugte Menschen und ihre Familien sich besser entwickeln können, wenn sie solide Informationen über den Spender und vielleicht auch die Option der offenen Spenderidentität haben. Vor dem Hintergrund der positiven Entwicklungen, die man bei – früh über ihren Spenderursprung aufgeklärten – Kindern aus lesbischen Familien beobachtet hat, werden die besten Resultate, die man bei Inseminationsfamilien bis jetzt gesehen hat, vielleicht dadurch erreicht, dass die Kinder zu einem frühen Zeitpunkt ehrlich aufgeklärt, Informationen über den Spender beschafft und die Fragen der Kinder nach dem Ursprung ihrer Familie offen beantwortet werden.

Fazit

In der bestehenden Literatur finden sich überzeugende Hinweise darauf, dass Kinder und Eltern in lesbischen Inseminationsfamilien sich mindestens genauso gut entwickeln wie Kinder und Eltern in heterologen Inseminationsfamilien, und insofern spiegelt die Literatur zum Thema donogene Insemination die umfassendere Literatur über den Vergleich zwischen Kindern lesbischer und Kindern heterosexueller Eltern. Die sexuelle Orientierung der Eltern scheint somit nicht relevant zu sein. Vielmehr sind die familiendynamischen Prozesse, die eine positive Entwicklung des Kindes begünstigen, in heterologen Inseminationsfamilien und Familien mit einem lesbischen Elternpaar die gleichen. Dazu zählen u.a., dass die Eltern in ihrer Partnerschaft und mit der Verteilung der Aufgaben im Haushalt und in der Kindererziehung zufrieden sind, dass sie sich in ihren erzieherischen Fähigkeiten kompetent fühlen und dass Eltern und Kinder positive und enge Beziehungen zueinander unterhalten. Wenn man bedenkt, wie ähnlich sich Familien mit einem lesbischen Elternpaar und Familien mit heterosexuellen Eltern in diesen Merkmalen

81 Vgl. z.B. J. Scheib u.a.: »Adolescents with open-identity sperm donors«; siehe auch N. Gartrell u.a.: »The National Lesbian Family Study: 4«.

sind, sollte es nicht überraschen, dass soziale Anpassung und psychische Gesundheit der Kinder ähnlich überdurchschnittlich sind.

Die Gründung einer Familie mithilfe donogener Insemination führt zwar oft zu positiven Entwicklungen der Familie, doch zwei Risikofaktoren bleiben bestehen. Erstens geht aus den oben analysierten Studien hervor, dass mit Spendersamen gezeugte Menschen psychische Probleme entwickeln können, wenn sie die Entstehungsweise ihrer Familie erst spät, d.h. im Jugend- oder frühen Erwachsenenalter, »entdecken«. Zweitens leiden donogen gezeugte Jugendliche und junge Erwachsene darunter, wenn sie nichts über ihre genetischen Wurzeln und ihre Abstammung erfahren können, weil der Spender anonym ist oder ihnen der Zugang zu Informationen über den Spender verwehrt wird. Dem ersten Risiko sind ganz besonders heterologe Inseminationsfamilien ausgesetzt. Einer der wenigen prägnanten Unterschiede zwischen heterologen Inseminationsfamilien und Familien mit einem lesbischen Elternpaar liegt in der Offenheit, in der die Eltern mit ihren Kindern über die Entstehungsweise ihrer Familie sprechen. Kinder aus »geplanten« lesbischen Familien werden höchstwahrscheinlich schon in der frühen Kindheit über ihre Zeugungsart aufgeklärt und wachsen in dem Wissen auf, dass außer ihren zwei Müttern, von denen sie erzogen werden, auch ein Mann einen biologischen Beitrag zu ihrem Leben geleistet hat. Durch Offenheit scheinen Kinder, die in lesbischen Familien aufwachsen, keinen Schaden zu nehmen; denn man hat bei ihnen kontinuierliches Wohlbefinden bis ins Jugend- und junge Erwachsenenalter hinein beobachtet. Mit offenen und sensiblen Eltern – gleichgültig, ob sie lesbisch oder heterosexuell orientiert sind – haben Kinder aus Spendersamen die Möglichkeit, eine stabile und gesunde Identität zu entwickeln, in der die Tatsache ihrer Entstehungsweise integriert ist. Wenn jedoch Heimlichtuerei, Scham oder Sorgen, den »entwicklungsmäßig richtigen Zeitpunkt« für das Gespräch über die vorgenommene donogene Insemination zu finden, bei den Eltern dazu führen, dass sie die Aufklärung der Kinder bis zu deren Pubertät aufschieben, nachdem diese in ihrer Identitätsbildung schon recht weit fortgeschritten sind, können Identitätskonflikt, Verwirrung, Wut und Verzweiflung die Folgen sein.

Das zweite Risiko hängt damit zusammen, dass – unabhängig von der Familienstruktur – aus Spendersamen entstandene Kinder, Jugendliche und Erwachsene, die um ihre Entstehungsart wissen, neugierig sind auf ihren Spender und mehr über ihn und ihre Abstammung wissen wollen. Wenn ihre Versuche, Informationen über den Spender zu bekommen, blockiert werden, sind sie wahrscheinlich sehr schnell enttäuscht. Diese Neugier der Menschen, die mithilfe einer donogenen Insemination gezeugt wurden, ist normal, und wenn diese nicht befriedigt werden

kann, steigt auch bei ihnen u.U. die Gefahr tiefer gehender psychischer Leiden oder Schwierigkeiten. Eine solche Entwicklung könnte bei Erwachsenen zunehmend in den Vordergrund rücken, wenn sich Bedenken wegen der genetischen Ausstattung oder des gesundheitlichen Zustands des Spenders auf ihre eigene Familienplanung oder Gesundheit auswirken und die Konsolidierung des in der Pubertät ablaufenden Identitätsbildungsprozesses eigentlich abgeschlossen sein sollte. Dies hat maßgebliche Auswirkungen für die Gesundheitspolitik in der Frage, ob die Identität eines Spenders offen sein oder anonym bleiben sollte. Wenn Menschen aus Spendersamen etwas über ihre Entstehungsweise erfahren wollen, dann wäre ihr psychisches Wohl die Begründung dafür; ihnen den Schlüssel für den Zugang zu den gewünschten Informationen in die Hand zu geben.

Aus dem Englischen von Astrid Hildenbrand

Literatur

- Achenbach, Thomas M./Edelbrock, Craig S.: *Manual for the Child Behavior Checklist and Revised Child Behavior Profile*, Burlington: University of Vermont, Department of Psychiatry 1983.
- Amato, Paula/Jacob Mary Casey: »Providing fertility services to lesbian couples«, in: *Sexuality, Reproduction and Menopause* 2, 2 (2004), S. 83-88.
- Blyth, Eric/Frith, Lucy: »Donor conceived peoples' access to genetic and biographical history«, in: *International Journal of Law, Policy and the Family* 23, 2 (2009), S. 174-191.
- Bos, Henny M. W. u.a.: »Children in planned lesbian families: A cross-cultural comparison between the USA and the Netherlands«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 2 (2008), S. 211-219.
- Bos, Henny M.W./Sandfort, Theo G.M.: »Children's gender identity in lesbian and heterosexual two-parent families«, in: *Sex Roles* 62 (2010), S. 114-126.
- Bos, Henny M. W./van Balen, Frank/van den Boom, Dymphna C.: »Experience of parenthood, couple relationship, social support, and child rearing goals in planned lesbian families«, in: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 45 (2004), S. 755-764.
- Bos, Henny M. W./van Balen, Frank/van den Boom, Dymphna C.: »Lesbian families and family functioning: An overview«, in: *Patient, Education, and Counseling* 59, 3 (2005), S. 263-275.
- Bos, Henny M. W./van Balen, Frank/van den Boom, Dymphna C.: »Child adjustment and parenting in planned lesbian-parent families«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 77, 1 (2007), S. 38-48.
- Brewaeyns, Anne: »Review: Parent-child relationships and child development in donor insemination families«, in: *Human Reproduction Update* 7, 1 (2001), S. 38-46.
- Brewaeyns, Anne u.a.: »Children from anonymous donors: An inquiry into homosexual and heterosexual parents' attitudes«, in: *Journal of Psychosomatic Obstetrics and Gynaecology* 14 (1993), S. 23-35.
- Brewaeyns, Anne u.a.: »Donor insemination: Dutch parents' opinions about confidentiality and donor anonymity and the emotional adjustment of their children«, in: *Human Reproduction* 12, 7 (1997a), S. 1591-1597.
- Brewaeyns, Anne u.a.: »Donor insemination: Child development and family functioning in lesbian mother families«, in: *Human Reproduction* 12, 6 (1997b), S.1349-1359.
- Chan, Raymond W./Raboy, Barbara/Patterson, Charlotte J.: »Psychosocial adjustment among children conceived via donor insemination by lesbian and heterosexual mothers«, in: *Child Development* 69, 2 (1998a), S. 443-457.
- Chan, Raymond W. u.a.: »Division of labor among lesbian and heterosexual parents: Associations with children's adjustment«, in: *Journal of Family Psychology* 12, 3 (1998b), S. 402-419.
- Collins, W. Andrew/Steinberg, Laurence: »Adolescent development in interpersonal context«, in: William Damon/Richard M. Lerner (Hg.), *Handbook of Child Psychology*, Bd. 3: Social, Emotional, and Personality Development, 6. Aufl., New York: Wiley 2006, S. 1003-1067.
- Cordray, Bill: »A survey of people conceived through donor insemination«, in: *DI Network (now Donor Conception Network) News* 14 (1999/2000), S. 4-5.
- Daniels, Ken/Gillett, Wayne/Grace, Victoria: »Parental information sharing with donor insemination conceived offspring: A follow-up study«, in: *Human Reproduction* 24, 5 (2009), S. 1099-1105.
- Daniels, Ken/Meadows, Letitia: »Sharing information with adults conceived as a result of donor insemination«, in: *Human Fertility* 9, 2 (2006), S. 93-99.
- Ehrensaft, Diane: »Just Molly and me, and donor make three: Lesbian motherhood in the age of assisted reproductive technology«, in: *Journal of Lesbian Studies* 12, 2 (2008), S. 161-178.

- Ethics Committee of the American Society for Reproductive Medicine: »Informing offspring of their conception by gamete donation«, in: *Fertility and Sterility* 81, 3 (2004), S. 527-531.
- Ethics Committee of the American Society for Reproductive Medicine: »Access to fertility treatment by gays, lesbians, and unmarried persons«, in: *Fertility and Sterility* 92, 4 (2009), S. 1190-1193.
- Flaks, David K.: »Lesbians choosing motherhood: A comparative study of lesbian and heterosexual parents and their children«, in: *Developmental Psychology* 31, 1 (1995), S. 105-114.
- Franz, Sherry Dale/Allen, Diane: *The Offspring Speak: First International Conference of Donor Offspring*, Toronto: The Infertility Network 2001.
- Fulcher, Megan u.a.: »Lesbian mothers and their children: Findings from the contemporary families study«, in: Allen M. Omoto/Howard S. Kurtzman (Hg.), *Sexual Orientation and Mental Health: Examining Identity and Development in Lesbian, Gay, and Bisexual People*, Washington, DC: American Psychological Association 2006, S. 281-299.
- Gartrell, Nanette u.a.: »The National Lesbian Family Study: 3. Interviews with mothers of five-year-olds«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 70, 4 (2000), S. 542-548.
- Gartrell, Nanette u.a.: »The National Lesbian Family Study: 4. Interviews with the 10-year-old children«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 75, 4 (2005), S. 518-524.
- Gartrell, Nanette/Peysner, Heidi/Bos, Henny: »Planned lesbian families: A review of the U.S. National Longitudinal Lesbian Family Study«, in: David M. Brodinsky/Adam Pertman/Diane B. Kunz (Hg.), *Lesbian and Gay Adoption: A New American Reality*, Oxford: Oxford University Press (im Druck).
- Golombok, Susan/Badger, Shirlene: »Children raised in mother-headed families from infancy: A follow-up of children of lesbian and single heterosexual mothers at early adulthood«, in: *Human Reproduction* 25, 1 (2010), S. 150-157.
- Golombok, Susan/Tasker, Fiona/Murray, Clare: »Children raised in fatherless families from infancy: Family relationships and the socio-emotional development of children of lesbian and single heterosexual mothers«, in: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 38, 7 (1997), S. 783-792.
- Golombok, Susan/Cook, Rachel/Bish, Alison/Murray, Clare: »Families created by the new reproductive technologies: quality of parenting and social and emotional development of the children«, in: *Child Development* 66, 2 (1995), S. 285-298.

- Grusec, Joan E./Hastings, Paul D.: *Handbook of Socialization: Theory and Research*, New York: Guilford Press 2007.
- Hewitt, Geraldine: »Missing links: Identity issues of donor conceived people«, in: *Journal of Fertility Counselling* 9, 3 (2002), S. 14-20.
- Howe, David/Feast, Julia: *Adoption, Search and Reunion: The Long Term Experience of Adopted Adults*, London: Children's Society 2000.
- Hunter, Myra/Salter-Ling, Natasha/Glover, Lesley: »Donor insemination: Telling children about their origins«, in: *Child Psychology and Psychiatry Review* 5, 4 (2000), S. 157-163.
- Jadva, Vasanti/Freeman, Tabitha/Kramer, Wendy/Golombok, Susan: »The experiences of adolescents and adults conceived by sperm donation: Comparisons by age of disclosure and family type«, in: *Human Reproduction* 24, 8 (2009), S. 1909-1919.
- Jadva, Vasanti/Freeman, Tabitha/Kramer, Wendy/Golombok, Susan: »Offsprings' experiences of searching and contacting their donor siblings and donor«, in: *Reproductive BioMedicine Online* 20, 4 (2010), S. 523-532.
- Landau, Ruth/Weissenberg, Ruth/Madgar, Igaël: »A child of »hers«: Older single mothers and their children conceived through IVF with both egg and sperm donation«, in: *Fertility and Sterility* 90, 3 (2008), S. 576-583.
- Liljestrand, Petra: »Legitimate state and illegitimate parents: Donor insemination politics in Sweden«, in: *Social Politics* 2, 3 (1995), S. 270-304.
- Lindblad, Frank/Gottlieb, Claes/Lalos, Othon: »To tell or not to tell – what parents think about telling their children that they were born following donor insemination«, in: *Journal of Psychosomatic Obstetrics and Gynecology* 21, 12 (2000), S. 193-203.
- Lorbach, Caroline: *Experiences of Donor Conception: Parents, Offspring and Donors through the Years*, London: Jessica Kingsley Publishers 2003.
- Lycett, Emma u.a.: »Offspring created as a result of donor insemination: A study of family relationships, child adjustment, and disclosure«, in: *Fertility and Sterility* 82, 1 (2004), S. 172-179.
- MacCallum, Fiona/Golombok, Susan: »Children raised in fatherless families from infancy: A follow-up of children of lesbian and single heterosexual mothers at early adolescence«, in: *Journal of Child Psychology and Psychiatry* 45, 8 (2004), S. 1407-1419.
- Mac Dougall, Kirstin u.a.: »Strategies for disclosure: How parents approach telling their children that they were conceived with donor gametes«, in: *Fertility and Sterility* 87, 3 (2007), S. 524-533.

- Mahlstedt, Patricia P./LaBounty, Kathleen/Kennedy, William T.: »The views of adult offspring of sperm donation: Essential feedback for the development of ethical guidelines within the practice of assisted reproductive technology in the United States«, in: *Fertility and Sterility* (im Druck).
- McCandlish, Barbara: »Against all odds: Lesbian mother family dynamics«, in: Frederick W. Bozett (Hg.), *Gay and Lesbian Parents*, New York: Praeger (1987), S. 23-36.
- McGee, Glenn/Brakman, Sarah-Vaughan/Gurmankin, Andrea: »Debate: Disclosure to children conceived with donor gametes«, in: *Human Reproduction* 16, 10 (2001), S. 2033-2036.
- McWhinnie, Alexina: »Gamete donation and anonymity: Should offspring from donated gametes continue to be denied knowledge of their origins and antecedents?«, in: *Human Reproduction* 16, 5 (2001), S. 807-817.
- Morrisette, Mikki: *Voices of Donor Conception*, Minnesota: Be-Mondo Publishing 2006.
- Murray, Clare/Golombok, Susan: »Solo mothers and their donor insemination infants: Follow-up at age 2 years«, in: *Human Reproduction* 20, 6 (2005), S. 1655-1660.
- Nachtigall, Robert D. u.a.: »Stigma, disclosure, and family functioning among parents of children conceived through donor insemination«, in: *Fertility and Sterility* 68, 1 (1997), S. 83-89.
- Patterson, Charlotte J.: »Children of lesbian and gay parents«, in: *Child Development* 63, 5 (1992), S. 1025-1042.
- Patterson, Charlotte J.: »Children of the lesbian baby boom: Behavioral adjustment, self-concepts and sex role identity«, in: Beverly Greene/Gregory M. Herek (Hg.), *Lesbian and Gay Psychology: Theory, Research, and Clinical Applications*, Thousand Oaks, CA: Sage Publications 1994, S. 156-175.
- Patterson, Charlotte J.: »Lesbian Mothers and Their Children: Findings from the Bay Area Families Study«, in: Joan Laird/Robert Jay Green (Hg.), *Lesbians and Gays in Couples and Families: A Handbook for Therapists*, San Francisco: Jossey-Bass 1996, S. 420-437.
- Patterson, Charlotte J.: »Lesbian and Gay Parents and Their Children: Summary of Research Findings«, in: American Psychological Association (Hg.), *Lesbian and Gay Parenting: A Resource for Psychologists*, 2. Aufl., Washington, D.C.: American Psychological Association 2005.
- Patterson, Charlotte J./Hastings, Paul D.: »Socialization in the context of family diversity«, in: Joan E. Grusec/Paul D. Hastings (Hg.), *Handbook of Socialization: Theory and Research*, New York: Guilford Press 2007, S. 328-351.
- Paul, Marilyn S./Berger, Roni: »Topic avoidance and family functioning in families conceived with donor insemination«, in: *Human Reproduction* 22, 9 (2007), S. 2566-2571.
- Rumball, Anna/Adair, Vivienne: »Telling the story: Parents' scripts for donor offspring«, in: *Human Reproduction* 14, 5 (1999), S. 1392-1399.
- Scheib, Joanna E./Riordan, Maura/Rubin, Susan: »Choosing identity-release sperm donors: The parents' perspective 13-18 years later«, in: *Human Reproduction* 18, 5 (2003), S. 1115-1127.
- Scheib, Joanna E./Riordan, Maura/Rubin, Susan: »Adolescents with open-identity sperm donors: Reports from 12-17 year olds«, in: *Human Reproduction* 18, 2 (2005), S. 239-252.
- Scheib, Joanna E./Ruby, Alice/Benward, Jean: »Who requests their sperm donor's identity? Analysis of donor-conceived adult requests at an open-identity program«, in: *Fertility & Sterility* 90 (2008), S. 8-9.
- Schover, Leslie R. u.a.: »Preferences for intracytoplasmic sperm injection versus donor insemination in severe male factor infertility: A preliminary report«, in: *Human Reproduction* 11, 11 (1996), S. 2461-2464.
- Spencer, Lynne W.: *Sperm Donor Offspring: Identity and Other Experiences*, Charleston, SC: BookSurge Publishing 2007.
- Steckel, Alisa: »Psychosocial development of children of lesbian mothers«, in: Frederick W. Bozett (Hg.), *Gay and Lesbian Parents*, New York: Praeger 1987, S. 75-85.
- Tasker, Fiona L./Golombok, Susan: »Adults raised as children in lesbian families«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 65, 2 (1995), S. 203-215.
- Tasker, Fiona L./Golombok, Susan: *Growing Up in a Lesbian Family: Effects on Child Development*, New York: Guilford Press 1997.
- Thorn, Petra/Wischmann, Tewes: »German guidelines for psychosocial counselling in the area of gamete donation«, in: *Human Fertility* 12, 2 (2009), S. 73-80.
- Turner, Amanda J./Coyle, Adrian: »What does it mean to be a donor offspring? The identity experiences of adults conceived by donor insemination and the implication for counselling and therapy«, in: *Human Reproduction* 15, 9 (2000), S. 2041-2051.
- Vanfraussen, Katrien/Ponjaert-Kristoffersen, Ingrid/Brewaeys, Anne: »An attempt to reconstruct children's donor concept: A comparison

- between children's and lesbian parents' attitudes towards donor anonymity», in: *Human Reproduction* 16, 10 (2001), S. 2019-2025.
- Vanfraussen, Katrien/Ponjaert-Kristoffersen, Ingrid/Brewaeys, Anne: »What does it mean for youngsters to grow up in a lesbian family created by means of donor insemination?«, in: *Journal of Reproductive and Infant Psychology* 20, 4 (2002), S. 237-252.
- Vanfraussen, Katrien/Ponjaert-Kristoffersen, Ingrid/Brewaeys, Anne: »Why do children want to know more about the donor? The experience of youngsters raised in lesbian families«, in: *Journal of Psychosomatic Obstetrics and Gynaecology* 24, 1 (2003a), S. 31-38.
- Vanfraussen, Katrien/Ponjaert-Kristoffersen, Ingrid/Brewaeys, Anne: »Family functioning in lesbian families created by donor insemination«, in: *American Journal of Orthopsychiatry* 73, 1 (2003b), S. 78-90.
- Wechsler, David: *Manual for the Wechsler Intelligence Scale for Children – Revised*, New York: Psychological Corporation 1974.
- Wechsler, David: *Wechsler Preschool and Primary Scale of Intelligence – Revised: Manual*, New York: Psychological Corporation 1989.
- Werner Caroline/Westerståhl, Anna: »Donor insemination and parenting: Concerns and strategies of lesbian couples. A review of international studies«, in: *Acta Obstetrica et Gynecologica Scandinavica* 87, 7 (2008), S. 697-701.

SOZIOLOGIE